

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Kinderzeit in Großenmeer 1892-1906. Von Ewald Scheelje, bearbeitet von
Reinhard Scheelje

Kinderzeit in Großenmeer 1892-1906

von
Ewald Scheelje

bearbeitet von Reinhard Scheelje

Der Verfasser dieser Erinnerungen, Ewald Scheelje (1892-1975), mein Vater, stammt aus dem weitbekannten „Scheeljes Gasthof“ in Meerkirchen in der Gemeinde Großenmeer, der jetzt in sechster Generation von der Familie bewirtschaftet wird. Zum Verständnis sei auf die „handelnden Personen“ in seinen Erinnerungen kurz eingegangen:

Die Großeltern des Verfassers, Georg Scheelje (1825-1892), (ältester Sohn von Diedrich Scheelje 1796-1870, langjähriger Pächter des Gutes Altona bei Wildeshausen), und Antoinette Fimmen (1830-1901), (Tochter des Tischleramtsmeisters Eilert Boiken Fimmen 1783-1830 aus Oldenburg), kauften den Besitz in Großenmeer im Jahre 1866. Ihre Kinder waren:

Diedrich (1857-1918), Hofkonditormeister und Großkaufmann in St. Petersburg/Rußland, – Onkel Diedrich –

Emilie (1858-1921), verheiratet mit Reinhard Oncken, Hausmann in Moorseite, – Tante Mili –

August Scheelje (1861-1916), verheiratet mit Hermine Töpken (1861-1926), zweite Besitzer des Gasthauses, – die Eltern des Verfassers –

Clara (1865-1952), verheiratet mit Lehrer Fritz Düser in Iffens, – Tante Clara –
Der Verfasser hatte vier Geschwister:

Reinhard (1888-1965), verheiratet mit Anna Janßen (1894-1943), dritte Besitzer des Gasthauses

Antoinette (1890-1910), –Toni –

Johannes (1898-1943), – Hans –

Margarethe (1899-1965), – Grete –

Außer diesen „Hauptrollen“ spielen in den Erinnerungen viele Dorfbewohner – Kinder und Erwachsene – eine „Rolle“, deren Familien heute noch in Großenmeer beheimatet sind.

Reinhard Scheelje

Abb. 1 (Titelseite): Die Scheeljes-Kinder 1903: Toni, Hans, Grete, Reinhard, Ewald



Abb. 2 u. 3: Georg Scheelje (1825-1892) – Opa – und Antoinette Scheelje geb. Fimmen (1830-1901) – Oma –

Meine Eltern haben mir und auch meinen Geschwistern eine goldene, herrliche Jugendzeit bereitet.

Einige frühe Erinnerungen sind haften geblieben. Mein Vater beschäftigte Maurer im Keller, um diesen wasserdicht zu machen. Als ich an einem Morgen von meiner Mutter fertig gemacht werden sollte, lief ich im Hemd weg, ich mag 1 ½ bis 2 Jahre alt gewesen sein. Vor der offenstehenden Kellertreppe blieb ich stehen und sah die Maurer. Als sie mich erblickten, lachten sie und riefen mir etwas zu, weil ich nur mit dem Hemd bekleidet war. Ich schämte mich, hob mein Hemdchen vorne auf und hielt es vor mein Gesicht. Nun sahen sie mich vorne fast nackend, und da lachten sie noch mehr. Mutter holte mich dann weg. Nun noch eine weitere Erinnerung: Ich trug zum ersten Mal einen Anzug, bislang hatte ich nur Kleider getragen. (Es war damals üblich, daß auch Knaben in den ersten Lebensjahren Kleider trugen.) Ich war sehr stolz auf meinen Anzug, den ersten, den ich trug. Leider passierte mir etwas Menschliches und beschmutzte mich sehr, obgleich ich in letzter Zeit sauber geblieben war und deshalb auch in einen Anzug gesteckt werden konnte. Zur Strafe bekam ich nun wieder ein Kleidchen an. Ich schrie gewaltig und strampelte so lange, bis ich erreichte, daß mir meine Mutter die Hose wieder anzog. Weiter erinnere ich mich an folgendes: Wir hatten im Stall in einem Nebenraum ein Gefach abgekleidet, worin weißer Sand zum Streuen der Fußböden im Hause im langen Flur (Steinfußboden damals, mit rohen Backsteinen einfach gepflastert) aufbewahrt wurde, und worin ich mit Vorliebe spielte. Eines Morgens brachte mich eines von unseren Mädchen in dieses Gefach, um mich los zu werden. Da es im Hause sehr „drock“ war, und dadurch meine Mutter mitsamt dem Personal es äußerst eilig hatte, geriet ich in Vergessenheit, niemand dachte mehr an mich. Ich spielte und schlief zuletzt ein. Es muß wohl ein starker Sturm eingetreten sein. Jetzt wurde

mein Fehlen bemerkt, und ich wurde gesucht. Nach stundenlangem Suchen fand man mich endlich in der Sandkiste, wo ich immer noch schlafend lag. Jemand trug mich auf dem Arm aus dem Stall ins Haus. Bei dieser Gelegenheit blickte ich auf und sah, daß die Kirchturmspitze abgebrochen war und oben am oberen Ende des spitzen Turmdaches hing. Sie war durch den gewaltigen Sturm abgebrochen. Auch jetzt war mir etwas Menschliches passiert. Von einer Strafe wurde abgesehen. Alle waren froh, daß sie mich wiedergefunden hatten.

An meine Spielkameradinnen und Spielkameraden erinnere ich mich noch oft. Es waren Haakens Kinder, Büsings Kinder, Bakenhus' Kinder, Ripkens Kinder, Schuster Janßens Kinder, Onckens Kinder und die Pastorenjungs. Besonders Gerd Haake, er wurde nur

Gerdjung genannt, Georg Ripken, Alfred Büsing, Gerhard Oncken, Frieda Bakenhus, Hans Janßen und Hans Rodiek waren meine Altersgenossen, und mit jedem unternahm ich etwas anderes: mit Gerhard Oncken wurden Kiebitzeier gesucht, mit Alfred Büsing und Georg Ripken wurde gefischt, mit Hans Janßen geboßelt, mit Gerdjung Haake gebadet usw. usw. Die gemeinsam mit meinen Altersgenossen ausgeführten Streiche werde ich nie vergessen.

Herrlich waren die Geburtstage. Wir besuchten uns dann gegenseitig und taten uns an Kuchen und Getränken gütlich. Wir schenkten uns dann auch immer eine Kleinigkeit. Diese Einladungen zu Geburtstagen führte zuerst Pastor Rodiek bei seinen Kindern ein. Der Pastorensohn Hans Rodiek wurde sechs oder sieben Jahre alt. Mein Busenfreund Gerdjung Haake und ich liefen am Tage vor Hans Rodieks Geburtstag an der Pastorei vorbei, um die Lage zu prüfen. Vor dem Hause spielten die Pastorenkinder in einem Sandhaufen. Ich rief auf plattdeutsch: „Hans, wat mockst du do?“ Er antwortete: „Eck mack hier Löcker, wer mi morgen to mienen Geburtstag nicks schenkt, de ward hier begraben.“ Gerdjung und ich wußten jetzt Bescheid, ohne Geschenk durften wir morgen nicht erscheinen. Ich habe meiner Mutter das erzählt, und sie kaufte bei dem Nachbarn Bakenhus ein kleines Geschenk.



Abb. 4: Die Kinder von Antoinette und Georg Scheelje: vorne Mili und Clara, hinten Diedrich und August

Herrlich war die Zeit vor Ostern. Alle Gärten im Dorfe wurden abgesucht nach Gesträuch für das Osterfeuer. Wir schlepften die Sträucher zusammen zum Platz des Osterfeuers. Wir Jungs und auch die Mädchen zogen dann durch die ganze Gemeinde von Haus zu Haus und sangen folgenden Ostervers vor:

„Wi sammelt wat to't Osterfür,
dat Heu un Stroh, dat is nich dür.
Willt ji die Freude mit belewen,
denn mot ji us paar Schof Stroh afgewen.
Heppt ji kin Stroh, so geeft us Geld,
denn sin wi Jungs ok goot gestellt.
Heppt ji kin Geld, so geeft us Tunnen,
denn heppt wi Jungs ok nix to Brummen.
Heppt ji kin Tunnen, so geeft us Teer,
denn kommt wi morgen mit'n Teerpott her.
Heppt ji ok Höhner, schwart un witt,
de Eier nehmt wi ok noch mit.
Nu laat us nich so lange stahn,
wi möt noch paar Hus voller gahn.“

Für das gesammelte Geld wurde ein Butterkuchen gekauft, und dieser wurde am 1. Ostertag nachmittags in der Stube bei Schuster Janßen verzehrt. Mutter Janßen (Janßens Leen, wie wir sie nannten) kochte uns dann Kaffee dazu. Am Spätnachmittag nach dem Sammeln kehrten wir gewöhnlich mit zwei Handwagen, hoch mit Stroh beladen, ins Dorf zurück. Das Stroh wurde dann zwischen die kunstgerecht gelegten Sträucher verteilt, damit die meist noch grünen Zweige besser brannten. Am 1. Ostertag versammelten sich, sobald es dunkel war, alle Großenmeerer vor dem Buschhaufen, der von den jungen Männern des Dorfes sauber um einen langen Pfahl herum aufgeschichtet worden war. Am oberen Ende des Pfahles hatte man eine Teertonne befestigt.

Sobald es dunkel war, wurde der Haufen angezündet. Wir Jungs hatten uns Fackeln gemacht aus einer Bohnenstange mit einem drauf gesteckten Torfsoden, der mit Petroleum getränkt war. Mit der brennenden Fackel liefen wir um das Feuer herum und sangen, „was das Zeug halten wollte“. Anschließend machten wir Jungs uns an verbranntem Holz die Hände schwarz. Dann liefen wir zu den Mädchen, und besonders denjenigen, die in der Schule unbeliebt waren, weil sie uns beim Lehrer verpetzt hatten, wurde das Gesicht schwarz gemacht. Bei dem Zusammenschleppen der Sträucher zum Osterfeuerplatz auf der Viehweide unseres Nachbarn Reinhard von Thülen, vor unserem Hause, wurden von uns Jungs allerlei Streiche verübt. Wir machten uns kleine Schmollfeuer (wie wir sie nannten) und warfen Kartoffeln in die Glut und dann aßen wir diese. Wir Jungs rauchten dabei, aber keine Zigarren oder Zigaretten, sondern Rohrstokkenden. Das brannte fürchterlich auf der Zunge. Ein paar Mädchen waren auch dabei, Frieda Bakenhus, Frieda Ripken, Grete Haake und meine Schwester Toni. Es war immer ein Heidenspaß. Natürlich mußten erst die Schularbeiten gemacht werden. Hierfür paßte meine Oma schon auf.

Eine große Freude hatten wir im Winter beim Schlittschuhlaufen. Es waren herrliche Eisflächen. Einige Viehweiden waren überschwemmt und bei Frost mit Eis bedeckt. Wenn es nicht geschneit hatte, waren die Eisflächen spiegelblank, und wir Jungs veranstalteten Wettlaufen. Die Schlittschuhe wurden schon im Hause untergeschnallt. Da vor unserem Hause und hinter unserem Garten schon die Gräben waren, die mit dem Sieltief und der Kirchhofsgraft in Verbindung standen, konnten wir schnell das Eis erreichen. Auch während der Schulpausen wurde Schlittschuh gelaufen. Der vier bis fünf Meter breite Zuggraben lag nur fünfzehn Meter vom Schulhaus entfernt. Wir schnallten, wenn die Stunde wieder begann, die Schlittschuhe nicht ab, gingen mit den Schlittschuhen ins Klassenzimmer, und wenn die Stunde zu Ende war, ging es sofort wieder aufs Eis. Viel Spaß machte das Mäusen auf unserer Heuwiese hinter der Eisenbahn. Einmal im Sommer ordnete die Behörde, wenn die Mäuseplage zu stark wurde, das Töten der Mäuse an. Unser Arbeiter Fritz Hobbie bewaffnete sich mit Gießkanne, Wassereimer, Spaten und Eßgabel, letztere holte er von meiner Mutter. Auf der Wiese suchte er dann die Mauselöcher und markierte sie. Wir erhielten auch jeder eine Gabel. Nun wurde Wasser in die Löcher gegossen. Die Mäuse schauten dann aus den Löchern heraus, und nun mußten wir aufpassen und mit der Gabel zustechen und die Mäuse aufspießen und dann in den mit Wasser gefüllten Eimer werfen, wo sie dann ertranken. Es war eine Tierquälerei. Heute macht man so etwas nicht mehr. Man kennt jetzt bessere Bekämpfungsmittel. Auch im Hause hatten wir viele Mäuse, auch diese mußte ich fangen. Als Düsers aus Iffens (Tante Clara, verheiratet mit dem Lehrer Fritz Düser, war meines Vaters Schwester) einmal zu Besuch bei uns waren, sagte meine Mutter zu Onkel



Abb. 5 u. 6: Friedrich Düser – Onkel Fritz – und Clara Düser geb. Scheelje – Tante Clara –

Fritz auf plattdeutsch: „Fritz, wies den Jung moal, wo Musfallen maakt wird, wi heppt so veel Mūs. He schal vor jede Mus, de he fangt, een Groschen hebben“. Onkel Fritz zeigte mir dann, wie eine Falle aus drei Hölzchen gebaut wurde, die mit einem Brett abgedeckt wurde und mit einem Stein belegt und beschwert war. Ich fertigte wohl 10 Fallen an und fing sehr viele von diesen Plagegeistern, manchmal in einer Nacht wohl fünf Stück. Jetzt wurde es meiner Mutter zu teuer, und sie setzte die Belohnung herab auf 5 Pfennig für jede Maus. Ich gab mich damit zufrieden und fing lustig weiter. Das Geld wurde in die Spardose getan.

Mein Vater und vier oder fünf andere Männer im Dorfe hatten die Fischereiberechtigung im Sieltief gepachtet. Wenn die Schonzeit für die Fische vorbei war, konnten wir fischen. Diese Fischereigemeinschaft hatte sich ein großes Ziehnetz, etwa 15 m lang und drei Mieter breit, beschafft, oben mit Holzklötzen zum Schwimmen und unten mit Eisenstücken zur Beschwerung. Mehrmals im Jahre wurde dann das Sieltief von der Neuenbroker Brücke bis zum Dorf, gewöhnlich bis zur Eisenbahnbrücke, durchgefischt. Hierzu waren 10 Männer erforderlich. Sie fuhren dann mit zwei Federwagen bis zur Neuenbroker Brücke, wir Kinder durften mit. Sobald das Netz ausgespannt war, wurde es zu Wasser gelassen. An jeder Seite des Sieltiefs befanden sich fünf Männer, drei an jeder Seite zum Ziehen des Netzes, einer an jeder Seite zum Halten der Netzstange und einer an jeder Seite mit den Plummsstangen. Die Leute mit den Plummsstangen gingen etwa 100 m voraus und jagten die Fische ins Netz. Wir Jungs trugen die Körbe und griffen dann die Fische, wenn das Netz etwa alle 50 m hochgezogen wurde. Es war für mich und meine Kameraden ein gewaltiges Vergnügen.

Nach dem Fischen wurde die Verteilung vorgenommen, und das wurde in unserem Garten folgendermaßen gemacht: Reinhard von Thülen, unser Nachbar, sortierte die Fische und machte dann etwa 10 Haufen. Hierauf bestimmte er einen von uns Jungs, der sich umdrehen mußte, damit er die Haufen nicht sah. Nun fragte er, indem er auf einen Haufen zeigte: „Wi schall dissen Hoopen hebben?“. Der Junge, gewöhnlich war ich es, nannte dann einen Namen von der Fischereigemeinschaft. Die Frauen standen mit ihren Körben schon bereit. Auch meine Mutter, die dann ihr Teil nahm, und schon am Abend gab es gebratene Fische zum Abendbrot. So auch an den folgenden Tagen des Mittags und des Abends.

Schon als kleiner Junge habe ich angefangen zu fischen. Besonders viel mit den Angeln, die ich fast das ganze Jahr über aufstellte. Hieran fing ich dann durchweg Aale. An etwa 2 – 3 m langen Bindfäden wurden die Angeln befestigt. Auf diese Angeln wurde je ein Wurm gezogen. An einem Stock, der ans Ufer gesteckt wurde, wurde der Bindfaden festgebunden, und dann das andere Ende, woran der Angelhaken saß, ins Wasser geworfen. Die Angel legte sich auf den Boden (Grund). Hier hielten sich die Aale auf. Die Würmer suchte ich des Abends in der Dunkelheit im Garten. Dann lagen die Würmer auf der Erde.

Wir hatten durchwegs 15 Enten. Diese zogen des Morgens aus dem Stall in die Gräben und kamen am Abend von selbst zurück zu ihrem Stall. Bevor der Stall am Morgen geöffnet wurde, mußte ich die Enten abtasten. Ich mußte zufühlen, ob sie ihre Eier auch gelegt hatten. Die ihr Ei noch hatten, wurden nicht eher frei





Abb. 7 u. 8: August Scheelje (1861-1916) – Vater – und Hermine Scheelje geb. Töpken (1861-1926) – Mutter –

gelassen, bis sie gelegt hatten. Das Suchen der Eier war meine Beschäftigung. Einmal war eine Ente am Abend ausgeblieben. Jeden Abend wurden die Enten, wenn sie ihr Futter (Mais) bekamen, gezählt. Es waren statt fünfzehn nur vierzehn zurückgekommen. Ich meldete dies meinem Vater, und ich erhielt dann den Auftrag, die Ente gelegentlich zu suchen. Wenn ich sie fand, sollte ich eine Belohnung haben. Ich durchstreifte oft die Gegend und suchte die Gräben ab. Nach fünf Wochen fand ich sie in einem kleinen Graben etwa 2 km von unserem Haus entfernt mit fünf kleinen Küken schwimmend wieder. Ich mußte sie unbedingt mit nach Hause bringen, um die versprochene Belohnung zu holen. Bald hatte ich die Ente gefangen, nun mußte ich auch noch die fünf Küken greifen. Ich wußte mir zu helfen. Mit einem Bindfaden, den ich immer in der Tasche bei mir trug, band ich die alte Ente an einen Strauch, indem ich das eine Ende des Bindfadens um eines ihrer Beine knotete. Nun fing ich die fünf Küken. Diese steckte ich unter die Bluse. Ich trug eine blaue Bluse, die am unteren Ende ein Gummiband hatte, damit sie dicht am Körper lag. Ich merke immer noch das Gekrabbele der Küken an meinem Körper und höre immer noch das Piepen der kleinen Tiere unter meiner Bluse. Nun löste ich noch das Band vom Strauch und nahm die Ente unter den Arm. Den Bindfaden an ihrem Bein löste ich jedoch nicht und hielt diesen in der Hand. Falls mir die zappelnde Ente wegfallen würde, war sie immer noch am Bindfaden und konnte nicht entfliehen. Nach etwa 1/2 Stunde kam ich schweißbedeckt zu Hause an. Vor dem Hause stand mein Vater mit meinem Lehrer, Hauptlehrer Heinrich Melle. Ich berichtete freu-

destrahlend mein Erlebnis und den Fang der Ente mit den Küken. „Wo hast du denn die Küken?“ fragte mein Vater. Ich holte sie unter meiner Bluse hervor, und da war das Gelächter der beiden Männer groß. Ich erhielt meine Belohnung von meinem Vater, 50 Pfennig. Am Abend konnte mein Vater seinen Stammgästen dieses Erlebnis seines Sohnes mit Stolz berichten, und das Gespräch ging durch die ganze Gemeinde. Die Ente hatte „weggelegt“ (wie wir sagten), sich an einer geschützten Stelle am Graben ein Nest gebaut und hierin Eier gelegt und diese in vier Wochen ausgebrütet.

Wenn im März und April sich schon Frühlingstage zeigten und die Sonne schon warm schien, schlich ich durch die Viehweiden an den Gräben entlang und suchte Hechte, die still in der Sonne im Wasser standen und sich „sonnigten“, wie wir sagten. Nun paßte ich auf, daß mein Schatten nicht auf die Hechte fiel. An einem etwa 2 m langen Stock hatte ich eine Schlinge aus Blumendraht gemacht. Vorsichtig ließ ich die Schlinge in das Wasser und ließ sie über den Kopf des Hechtes bis etwa zur Hälfte des Körpers gleiten. Der Hecht durfte nicht berührt werden. Nun zog ich zu und der Hecht war gefangen. Er wurde sofort geschlachtet, indem ich mit meinem Taschenmesser am Ende des Kopfes einstach, der Hecht war sofort tot und brauchte nicht lange zu zappeln. Hechte können alt werden und sehr groß. Es sind Raubfische, die sich von den anderen Fischen ernähren. Wohl manchen Hecht habe ich gefangen, der noch einen Weißfisch im Schlunde hatte. Der längste Hecht, etwa 1,40 bis 1,50 m lang, den ich als kleiner Junge, 7 Jahre alt, sah, wurde von einem Zigeuner im Puttwerk gefangen. Das Puttwerk liegt an dem Flurenpatt vom Kirchdorf Meerkirchen nach Moorseite, es war ein Baggerloch. Die niedrig gelegenen Weiden waren in alten Zeiten immer überschwemmt. Um diesen Übelstand zu beheben, wurde das Puttwerk gegraben, etwa 200 Meter im Quadrat groß. Die gewonnene Erde wurde auf die moorigen Weiden gebracht. Dieses Puttwerk ist jetzt fast zugewachsen. Ich sehe noch immer, wie der Mann den großen Fisch trug: mit einem Stock, woran der Fisch hing, über der Schulter. Der Mann, war schätzungsweise 1,70 m groß, und der Schwanz des Fisches schleifte fast auf der Erde. Mein Vater hat ihm den Hecht für einen Taler (3 Mark) abgekauft. Es wurde dann ein besonderes Essen im Gastzimmer veranstaltet und das Knochengerüst des Kopfes im Schulschrank der Volksschule im Dorfe aufbewahrt. Der Kopf war etwa 30 cm lang. Das ganze Gewicht des Hechtes betrug 18 Pfund, wie ich von meinem Vater erfuhr.

Im Jahre 1904 im Spätsommer wurde das Puttwerk leergepumpt. Der Brenneibesitzer Hullmann aus Etzhorn und der Ziegeleibesitzer von Essen aus Hankhausen ließen dieses Unternehmen ausführen, indem eine Lokomobile aufgestellt wurde, die das Wasser in den neben dem Puttwerk liegenden Zuggraben, der mit dem Sieltief in Verbindung stand, pumpte. Das Leerpumpen dauerte acht bis zehn Tage. Die Pumpe lief Tag und Nacht, ohne aufzuhören. Zwei Pumpenwärter lösten sich immer ab und schliefen in einer kleinen danebenstehenden Bude. Verpflegt wurden sie bei uns, und wir Kinder brachten jeden Tag das Essen dahin. Für die Jugend war dieses Leerpumpen eine große Begebenheit. Von weit und breit kamen die Leute her zum Zusehen. Mitten durch das Puttwerk verlief ein etwa 10 m breiter Graben, der etwa 1,00 m tiefer war als der

Grund des Puttwerkes, hierin lief beim Graben des Puttwerkes das Wasser zusammen, das mittels einer Windmühle herausgeschraubt wurde, an der eine große Schraube befestigt war, die sich drehte, wenn die Mühle lief. Die Mühle mit der Wasserschraube befand sich auf dem Damm, der zwischen Puttwerk und Zuggraben verlief, wo jetzt die Lokomobile aufgebaut war. Ich erinnere mich noch gut an sie. Im Winter, wenn das Eis fest war, saß ich darauf und band meine Schlittschuhe fest.

In diesen breiten Graben, etwa 300 m lang, hatten sich nun alle Fische, die in dem großen Teich waren, zurückgezogen. Es krummelte und wimmelte jetzt darin. Jetzt mußte mit dem der Fischereigemeinschaft im Dorf gehörenden großen Netze gearbeitet werden, wobei mein Vater die Leitung hatte. Eine gewaltige Menge Fische aller Gattungen (Hechte, Schleie, Weißfische, Barsche und Aale) wurden herausgeholt, die dann verkauft wurden. Der größte Hecht wog 12 Pfund, auch ein großer Bengel, aber nicht so groß, wie ihn der Zigeuner gefangen hatte.

Auf dem Boden des Teiches in dem flachen Wasser hatten sich viele Schilfpflanzen gebildet. (wir nannten sie „Lampenputzer“). Beim Reinigen der in damaliger Zeit benutzten Zylinder der Petroleumlampen wurden Lampenputzer gebraucht, und diese Blüten der Schilfpflanzen hatten eine große Ähnlichkeit mit diesen Lampenputzern. In diesen Schilfpflanzen wimmelte es noch von Fischen, die dort hängen geblieben waren. Besonders waren es Schleie, und diese Fische zu greifen, war nun meine Arbeit. Ich hatte mir die auf dem Boden unseres Hauses liegenden alten, meinem Vater gehörenden, Stiefel angezogen, die mir zu groß waren und die ich, um sie einigermaßen passend zu machen, mit Stroh aus-



Abb. 9: Scheeljes Gasthaus in Großenmeer um 1900.

gestopft hatte. Plötzlich sackte ich in dem Schlick, der auf dem Boden des Teiches lag, weg. Ich zog mein rechtes Bein hoch, der Stiefel aber blieb im Schlick stecken, und als ich auch mein linkes Bein hochzog, blieb auch dieser Stiefel im Schlick stecken, und so stand ich dann ohne Stiefel im Schlick. Jetzt hatte ich mehr Bewegungsfreiheit und konnte mehr Fische greifen. Als Junge machte mir das nichts aus. Ich hatte bald meinen Korb voll Fische und zog dann auch bald meine Stiefel wieder aus dem Schlick heraus. Am Abend war in unserem Hause ein großes Fischessen, und es wurde tüchtig gefeiert. Die ganze Gemeinde und viele auswärtige Gäste waren vertreten.

Als Vierjähriger fiel ich in den Keller. Es war schon Abend und dunkel im Hause. Die Petroleumlampe erhellte den langen Flur nur sehr wenig. Ich hatte mit der Katze gespielt. Sie lief mir durch die geöffnete Kellertür weg. Ich wollte sie wieder greifen und auf die Kellertreppe treten. Diese Treppe war aber hochgeklappt, und somit war der Keller geöffnet. Ich fiel jetzt hinein und zog mir eine stark blutende Wunde am Hinterkopf zu. Unsere Oma, die immer sehr besorgt um mich war, wusch mir die Wunde aus, in der Meinung, daß sie gereinigt werden müsse. Aber dies war ganz verkehrt. Die Wunde entzündete sich, und ich bekam eine Blutvergiftung im Kopfe und wurde schwer krank. Vom Arzt Dr. Meyer aus Rastede wurde ich operiert. Narkose konnte nicht gemacht werden. Zwei Männer, der eine war der Gemeindevorsteher August Wedemeyer, den anderen kannte ich nicht, mußten mich festhalten. Der Eingriff von Dr. Meyer war gerade noch rechtzeitig gemacht worden. Lange bin ich mit verbundenem Kopfe herumgelaufen. Langsam genas ich wieder.

Im Oktober jedes Jahres war der Oldenburger Kramermarkt. Unser Vater spannte hierzu seinen Fuchs, unser Pferd, vor unseren Staatswagen, und so fuhr die ganze Familie nach Oldenburg zum Markte: Vater, Mutter und wir drei Kinder. Mutter zog mit uns von Bude zu Bude. Am Spätnachmittag ging es wieder nach Haus. Vater spannte immer bei dem Wirt Jühne an der Heiligengeiststraße in Oldenburg aus. In den späteren Jahren fuhren wir auch mit der Eisenbahn zum Oldenburger Kramermarkt.

In den letzten Jahren der Schulzeit waren meine Schwester Toni und ich während des Marktes bei unseren Verwandten an der Donnerschweerstraße (Drogerie Scheelje). Es waren herrliche Tage. Der Moppenonkel auf dem Kramermarkt, der so schön dichten konnte und immer seine Verse machte, den werde ich nicht vergessen. Ich habe oft lange vor der Bude gestanden.

In den letzten beiden Jahren meiner Schulzeit fuhr ich mit meinen Schulkameraden Gerhard Oncken, Hans Dols und Willi Schwarting mit dem Fahrrad zum Elsflether Markt, der 14 Tage vor dem Oldenburger Markt stattfand. Viel Verzehrungsgeld hatten wir nicht, liefen aber von Bude zu Bude und sahen uns den Marktbetrieb an. Einmal ließ ich mich von einem Verkäufer mit einem Bauchladen überreden, für 25 Pfennig einen Brösel (kurze Stutzpfeife) zu kaufen. Der Mann sagte auf plattdeutsch zu mir: „Dor heßt du ne gode Piep, is ganz verzinkt und verdahn for 25 Penning.“ Innen war sie mit Zinkblech ausgelegt. Ich war ganz stolz auf sie und wurde von meinen Kameraden beneidet. Zu Hause angekommen, wurde die Pfeife abends noch ausprobiert (ich hatte mir auch ein Päckchen Tabak für 20 Pfennig erstanden). Zu diesem Zwecke ging ich

hinten in den großen Stall. Hier war ich ganz allein und konnte nach Herzenslust rauchen. Aber, oh weh, knapp, daß ich die Pfeife halb leer geraucht hatte, wurde mir ganz übel zumute und es dauerte nicht lange, so mußte ich mich übergeben. Die Pfeife mitsamt dem Tabak warf ich weg, denn ich hatte nun genug vom Rauchen. Meine Mutter sah sofort, als ich ins Haus kam, was mit mir los war. Ich sah sehr bleich aus und mußte schließlich Farbe bekennen. Auch hatte ich gewaltige Kopfschmerzen. Da ich hierdurch schon genügend bestraft war, steckte man mich nur sofort ins Bett, und es wurde von einer weiteren Strafe abgesehen. Das heißt: „Einen hinter die Ohren“ bekam ich doch.

Viel Spaß machte uns Jungs jedes Jahr im Sommer das Baden, sobald das Wetter es zuließ, und es unsere Eltern und auch der Lehrer erlaubten. Die Kleinen badeten in den Gräben, wo der Wasserstand niedrig war. Die Größeren im Sieltief. Bei Hochwasser, wenn das Siel bei Käseburg an der Weser geöffnet wurde, durften wir nicht baden, da keiner von uns schwimmen konnte. Wir lagen zwar im Sommer immer im Wasser, aber das Schwimmen lernten wir nicht. Es war eben keiner im Dorfe da, der uns das beibrachte.

In der Marschgend sammelt sich immer viel Schlick in den Gräben an, oder der feste Marschboden wird durch das Wasser weich und schmierig. Auf der Geest, wo nur Sandboden ist, sammelt sich kein Schlick oder Dreck in den Gräben an und man bleibt beim Baden sauberer. In Großenmeer war nun der Marschboden, und daher waren die Gräben und das Sieltief nicht sauber, das heißt, auf dem Boden war Schlick oder Dreck. Wenn man in den Graben hineinstieg, sackte man durchweg 10 – 20 cm in den Schlick. Wir kannten das nun ja nicht anders und waren das so gewöhnt. Manchmal schmierten wir uns dann unseren ganzen Körper mit diesem Schlick ein, liefen dann über die Weide am Sieltief und sahen aus wie die Neger. Zuletzt sprangen wir mit einem Anlauf vom Ufer ins Wasser und spülten uns wieder ab. Wenn der Schlick noch nicht angetrocknet war, war das Abspülen leicht. Eines Tages kam meine Tante Mili, Vaters Schwester, die mit Reinhard Oncken in Moorseite verheiratet war, zu Fuß durch die Weiden zum Dorf und wollte uns besuchen. Wir badeten im Sieltief und hatten uns auch ganz mit dem Schlick beschmiert. Sie sah uns, blieb stehen und rief: „Ji Schwienege!“ Sie erkannte mich jedoch nicht, und ich ergab mich auch nicht zu erkennen. Beim Abendbrot berichtete dann meine Mutter, daß Tante Mili ihr von den Jungs, die sie am Sieltief gesehen hatte und die sich ganz mit Dreck beschmiert hatten, erzählt und dann gefragt hätte: „Was sind das wohl für Jungs und wo gehören die hin?“ Ich wurde nun ganz rot und so wußte Mutter sofort Bescheid, daß ich auch dazu gehört hatte. Sie hätte es sich sofort gedacht, als sie den Bericht von Tante Mili hörte. Nach dem Essen wurde ich sofort untersucht, ob ich sauber war und so ins Bett durfte. Meine Mutter fand auch noch Dreckspuren, und so wurde ich von oben bis unten in einer Waschbalje von ihr gewaschen. Den Klaps bekam ich jetzt vor den Hintern. Bemerken möchte ich noch, daß wir kein Badezeug kannten, wir liefen splitternackt herum, ebenfalls die Mädchen.

Wenn des Nachmittags um 4 Uhr die Schulzeit zu Ende war, dann bevölkerten die Dorfkinder die Chaussee im Dorf. Die Schulzeit dauerte am Mittwoch und am Sonnabend je drei Stunden, und zwar von 9 bis 12 Uhr und an den übrigen



Abb. 10: Die Schule in Großenmeer

Tagen der Woche je 6 Stunden, und zwar von 9 bis 12 Uhr und von 1 bis 4 Uhr. Wir spielten auf der Straße, Jungs und Mädchen durcheinander. Starken Verkehr, wie jetzt mit Auto und Fahrrädern, kannten wir nicht. Es kam an gewöhnlichen Wochentagen dann und wann mal ein Wagen mit einem Pferd bespannt durch das Dorf.

Alle Familien waren kinderreich und zwar hatte

Pastor Rodiek	5 Kinder,
Bauer Reinhard v. Thülen	3 Kinder,
Kaufmann Johann Bakenhus	6 Kinder,
Gastwirt August Scheelje	5 Kinder,
Schmiedemeister Heinrich Aldag	5 Kinder,
Schustermeister Janßen	4 Kinder,
Postbote Heiko Janßen	13 Kinder,
Auktionator Chr. Haake	5 Kinder,
Gastwirt Eilert Gerh. Ripken	7 Kinder,
Sattlermeister Diedr. Büsing	3 Kinder,
Gerhard Oncken	7 Kinder,
die Bahnbeamten des Bahnhofs	5 Kinder.

Natürlich waren hiervon die Älteren schon aus der Schule und im Beruf. Wenn man diese abzieht, blieb noch eine große Anzahl, die sich dann an den Nachmittagen auf der Straße zum Spielen herumtrieben. Wir Jungs boßelten oftmals, das war das Werfen mit einer 8 – 10 cm großen Holzkugel, oder spielten mit den Mädchen zusammen Tauspringen, Knickerspiele usw.

Mehrere Male in der Woche kam der Großbauer und Hengsthalter Jan Gebken aus Moorseite, der Nachbar von Reinhard Oncken, mit Pferd und Wagen ins Dorf, um in unserem Hause seinen Abendschoppen zu trinken, und er spannte bei uns aus. Wenn er über die Dorfstraße fuhr, schlug er mit der Peitsche nach



Abb. 11: Die Scheeljes-Kinder 1904: Hans, Toni, Grete, Ewald, Reinhard

links und rechts und jagte uns Kinder auseinander und schrie: „Willt ji woll von de Straat, dat is hier in'n Dorp ja de richtige Kinnerbewahranstalt“. Wir Kinder rannten hinter ihm her und schrieten. Er drehte sich dann um und lachte und drohte aus Spaß mit der Faust, denn er war ein Kinderfreund.

Es war der Jan Gebken, der den Fürsten Bismarck besuchte und ihm seinen Hut abhandeln wollte. Er war im ganzen Oldenburger Land und darüber hinaus als Pferdezüchter und Hengsthalter bekannt. Mit meinem Vater war er sehr gut befreundet. Als mein jüngster Bruder im Jahre 1898 geboren wurde, mußte Jan Gebken ihn zur Taufe halten. Mein Bruder erhielt den Namen Johannes, wir nannten ihn Hans. Ich war damals sechs Jahre alt. Die Taufe fand in unserem Hause im Vorsaal statt, und ich sehe die heilige Handlung noch genau, wie Jan Gebken, ein Hüne von Gestalt, mit einem gewaltigen Schädel, meinen kleinen Bruder auf dem Arm hielt, und wie der Pastor ihn dann taufte.

Wie ich schon erwähnte, war Jan Gebken Pferdezüchter und handelte auch mit Pferden. Er kaufte die jungen Pferde, die Fohlen, auf, ließ sie etwa 1 – 2 Jahre auf seinen Viehweiden laufen, und dann verkaufte er sie wieder, und zwar auf dem großen und berühmten Pferdemarkt, dem Medardusmarkt, in Oldenburg. Diese jungen Pferde, die Enter, wie sie genannt wurden, etwa 50 – 60 Stück, wurden dann etwa 14 Tage vor dem Markt in unserem Stall hergerichtet. Die Mähnen wurden beschnitten und geflochten, die Schwänze gestutzt usw. Am Tage vor Beginn des Marktes wurden je 10 Pferde hintereinander gebunden, so daß ein Zug etwa 25 bis 30 m lang war. Jeder Zug wurde von einem Mann geführt, und so ging es zu Fuß nach Oldenburg.

Während dieser Tage war großes Leben und Treiben in unserem Hause. Schon einige Tage vor Beginn des Marktes kamen Händler von weit her (aus dem Rheinland, aus Süddeutschland, ja sogar aus dem Ausland) und wohnten bei uns. Die Pferde wurden dann vorgeführt, mussten auf den Straßenrändern laufen und wurden von diesen Herren sorgfältig gemustert. Wir Jungs waren eifrig mit dabei und knallten mit Peitschen und taten uns sehr wichtig. Auch fiel manchmal ein Trinkgeld für uns ab, wenn wir ein Pferd halten mußten. Die abgeschnittenen Pferdehaare durften wir sammeln und teils behalten. Ich flocht dann Stricke und machte auch Bürsten. Ich verwendete dazu alte unbrauchbare Bürsten, entfernte die alten Haare und machte alle Löcher in den Brettern sauber, und dann fertigte ich unter Verwendung der Schwanzhaare der Pferde neue Bürsten. Meine Mutter freute sich.

Viel hielt ich mich mit meinem Busenfreund Gerdjung Haake in der Bäckerei bei Ripkens auf oder spielte im Garten bei Ripkens mit Georg und Frieda Ripken, die mit mir fast gleichaltrig waren. In der Bäckerei beim warmen Backofen waren viele Heimchen, wir nannten sie „Trütjen“. Es war ein dauerndes Gezirpe. Plötzlich kam einer von uns Jungs auf den Gedanken, diese Trütjen müßten im Dorf vermehrt werden. Wir fingen uns wohl 100 Stück, taten diese in eine Flasche mit Verschuß (Seltersflasche) und gingen von Haus zu Haus und ließen immer in die offenstehenden Fenster oder Türen ein paar von diesen Trütjen springen. Fast jedes Haus hatte nun diese Trütjen, und die Bewohner wunderten sich, wo diese Tierchen wohl herkamen. Nach einiger Zeit hatten wir uns dann doch verraten, und die Strafe blieb dann auch nicht aus. Ich wurde für ein paar Stunden in den Keller gesperrt.

Am 2. September war Sedanfeier zur Erinnerung an den glänzenden deutschen Sieg über die Franzosen und an die Gefangennahme des Kaisers Napoleon III. und seiner Armee am 2.9.1870 in Sedan/Frankreich. Es wurde dann bei Dunkelwerden ein Laternenumzug der Schuljugend unter Führung der Lehrer und unter Absingen vaterländischer Lieder durchgeführt. Der Zug ging durch das ganze Dorf, über den Bahnhof und durch die Kuhler Straße und endete auf dem Schulhof bei der Eiche, die zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71 gepflanzt worden war. Der Vorstand des Kriegervereins hielt dann eine Ansprache.

Etwa ab 1900 wurde der Laternenumzug von der Schule nicht mehr durchgeführt, aber dafür gingen wir Kinder des Dorfes jeden Abend ab 2. September bis etwa Ende September bei gutem Wetter, wenn die Dunkelheit begann, mit Papierlaternen und zogen durch alle Straßen des Dorfes. Wir sangen die Bummellaternenlieder. Gegen 8 Uhr abends lösten wir uns dann gewöhnlich auf. Wir hatten viel Spaß und Freude bei diesen Umzügen, besonders als meine kleinen Geschwister Hans und Grete mitgehen konnten. Toni und ich nahmen sie dann gemeinsam bei der Hand, und wir gingen singend mit den anderen Dorfkindern durch die Straßen. Oh, glückliche Jugendzeit, diese schönen Septemberabende werde ich nie vergessen, sie gehören mit zu den schönsten Erlebnissen in meiner Jugendzeit. In den beiden letzten Jahren meiner Schulzeit bin ich nicht mehr mitgegangen, denn ich fand es unter meiner Würde, mit den kleinen Kindern Bummellaternen zu gehen. Dafür war ich dann am Abend oft im Stall bei unserem Knecht und half diesem beim Füttern des Viehs.



Abb. 12: Dorfstraße in Großenmeer

Wir hatten 4 – 6 Kühe und wohl bis zu 10 Schweine, dann das Pferd und außerdem noch Hühner, Enten, Puter und manchmal auch Gänse. Später hatte mein Vater noch Tauben angeschafft. Diese vermehrten sich sehr. Es waren mehrere verschiedene Arten, z.B. Pfautauben, blaue Elsterkröpfer, schwarze Kröpfer und andere. Der Zimmermeister Gerhard Lange mußte einen großen Taubenschlag bauen. Die jungen Tauben wurden gegessen. Die Fütterung der Tauben war meine Arbeit. Das Schlachten der jungen Tauben war sehr einfach, man nahm den Kopf zwischen Zeige- und Mittelfinger und warf die junge Taube weg, dann riß der Kopf ab, und man behielt ihn in der Hand. Der Rumpf lag auf dem Boden.

Mein Vater kaufte bei den Bauern die jungen Hähnchen auf. Wir hatten manchmal bis zu 100 Stück, diese wurden eingesperrt und gut gefüttert und gemästet. Das Schlachten war auch mit meine Arbeit. Der Hahn wurde zwischen die Beine genommen, der Kopf wurde hochgebogen und hinter dem linken Ohr wurde mit einem scharfen Messer eingeschnitten. Hier lag die Schlagader, das Blut floß sofort ab, und der Hahn war getötet. Auch wurden Kapaunen gemacht, diese wurden besonders gemästet. Jeden Tag waren Herren im Gastzimmer zum Essen. Es war immer viel Betrieb bei uns. Meine Mutter hatte in der Küche viel zu tun mit dem Herrichten und Braten der Hähnchen und Kapaune.

Oftmals – wenn unser Knecht auswärts war, er mußte öfters „Reiseonkels“ fahren – habe ich das Füttern der Kühe im letzten Jahr meiner Schulzeit allein gemacht. Das Heranschleppen des Wassers zum Tränken machte die meiste Arbeit. Der Brunnen war vor unserem Hause an der Straße, und nur hier mußte man das Wasser schöpfen, und das ging folgendermaßen vor sich: Hinter dem Brunnen befand sich ein etwa 4 m hoher Baumstamm mit einer Astgabel. In dieser Gabel schwebte eine etwa 4 – 5 m lange Stange. An dem vom Brunnen ab-

gewendeten Ende war diese Stange mit einem großen Stein beschwert, und am anderen Ende der Stange, das genau über dem Brunnen endete, hing eine etwa 5 m lange Stange. An dem unteren Ende dieser Stange, die in den Brunnen bis zum Wasserspiegel reichte, war ein Eimer aus Holz befestigt. Der Wasserspiegel lag etwa 3 – 4 m unter der Erdoberfläche. Sobald man die Stange nach unten zog, füllte sich der Eimer mit Wasser. Durch den schweren Stein, der an der waagerechten Stange in der Astgabel befestigt war, konnte der mit Wasser gefüllte Eimer leicht nach oben gezogen werden.

Ich füllte nun die großen hölzernen Jückeeimer, oder (auf hochdeutsch) Joch-eimer, mit dem Brunnenwasser, tat das Tragejoch über die Schulter und trug die mit Wasser gefüllten Eimer etwa 50 m weit bis zum Stall in den an diesen angebauten Viehstall und tränkte dann die Kühe und Kälber und das Pferd damit. Meine Mutter wunderte sich immer, daß ich diese Arbeit schon ausführen konnte, und je mehr sie sich wunderte und mich lobte, desto fleißiger wurde ich. Manchmal stand ich schon um 6 Uhr früh auf, um das Füttern des Morgens mit zu erledigen.



Abb. 13: Scheeljes Gasthaus in Großenmeer um 1900

Auch das Ausmisten der Schweineställe besorgte ich mit und tat mich bei diesen Arbeiten mit unserem Knecht zusammen besonders wichtig, denn ich wollte schon immer groß erscheinen.

Wir hatten in unserem Schweinestall besonders viel Ratten. Diese taten sich gütlich am Schweinefutter. Dauernd hatte ich Rattenfallen aufgestellt und fing welche. Die Ratten sind sehr schlau, und man muß sie überlisten. Über dem Schweinestall war unser Strohlager, und in diesem Stroh hielten sie sich auf. Einmal hatte mein Vater eine Rattenjagd veranstaltet. Das Stroh wurde abgenommen, und die Ratten fielen mit heraus, unten standen etwa acht bis zehn Männer mit Knüppeln bewaffnet und schlugen die Ratten tot. Wir hatten zwei

Dackelhunde, besondere Rattenfänger, die bei dieser Jagd nicht erschlagene Ratten fingen. Es war ein gewaltiger Radau bei dieser Jagd. Wir erschlugen wohl etwa 40 – 50 Stück.

Wenn die Schweine Ferkel bekamen, mußte im Schweinehofen gewacht werden, und manchmal habe ich meiner Mutter Gesellschaft geleistet und geholfen bei der Geburt der kleinen Schweine. Bei einer Sau waren bis zu 10 Ferkel.

Im Garten hatten wir eine Kegelbahn. Das Aufsetzen der Kegel mußte unser Knecht besorgen, und er erhielt dabei allerlei Trinkgeld. Wenn der Knecht auswärts war oder mit dringenden Arbeiten auf dem Felde oder im Stall beschäftigt war, dann mußte ich aufsetzen. Ich holte mir dann immer einen meiner Spielkameraden zu Hilfe. Wir mußten dann laut rufen, wieviel Kegel gefallen waren. Dazu hatten wir unsere besonderen Ausdrücke für die Anzahl der gefallenen Kegel, z.B. bedeutete:

Dreifach	= 3
viere	= 4
Handvoll	= 5
halbe Dutz	= 6
Galgen vull	= 7
Achtung	= 8
Bataillon	= 9

Wenn der König allein stehen blieb, dann schrieen wir „Brägamm“, dann lief einer von uns mit dem König (der König stand in der Mitte und hatte einen größeren Kopf) ins Keglerhaus, nahm eine stramme Haltung an und hielt den König umgekehrt vor sich. Derjenige, der diesen Wurf gemacht hatte, mußte dann ein



Abb. 14: Familie Scheelje 1895 v.l.n.r. Reinhard, Toni, Onkel Dietrich aus St.Petersburg, Oma, Ewald, Vater, Mutter

Geldstück (gewöhnlich 1 Groschen) auf den umgekehrten König legen. Wenn allein der vordere Kegel stehen blieb, riefen wir: „Acht ums Vordereck!“ Das war ein ganz seltener Wurf und wurde von den Keglern besonders gefeiert, und wir erhielten ein besonderes Trinkgeld. In der Kegelbahn ging es immer lustig zu.

Wir hatten eine Viehweide etwa 1 km vom Hause entfernt, und diese Weide nannten wir den Ziegenbart. Im Sommer wurde tagtäglich unser Pferd auf diese Weide gebracht. Der Knecht besorgte das am Morgen, und am Abend holte ich den Fuchs, wie wir unser Pferd nannten, wieder herein und brachte ihn in den Stall. Ich band ihm dann immer einen Halfter um, zog ihn an ein Hecktor, stieg auf dieses Hecktor hinauf und sprang dann auf das Pferd. Jetzt ritt ich ohne Sattel nach Hause und hielt mich an der Mähne des Pferdes fest. Dieses machte mir einen großen Spaß, und ich tat sehr wichtig, wenn ich ins Dorf hereingeritten kam. Die anderen Jungs beneideten mich. Wir nannten das Pferd deshalb Fuchs, weil es braunrote Mähnen- und Schwanzhaare hatte. Nun noch eine Begebenheit mit unserem Fuchs, die zeigt, daß ein Pferd sich an zurückliegende Zeiten erinnern kann. Es war im Frühjahr 1901, als mein Onkel Diedrich aus St. Petersburg mit seiner Familie bei uns zu Besuch weilte. An einem schönen Maitage kam der Ziegeleibesitzer Friedrich von Essen, der seiner Zeit das Puttwerk mit leerpumpen ließ, ein Freund meines Vaters, und bat Vater, ihn zu seinen 6 km entfernt im Oldenbroker Feld weidenden Ochsen zu fahren. Vater spannte den Fuchs vor den Staatswagen. Vorne saßen Vater und von Essen, und hinten saßen mein Vetter Jonni aus St. Petersburg und ich. Etwa 5 km von unserem Hause entfernt, mitten im Felde, kein Haus weit und breit, wurde haltgemacht. Vater spannte das Pferd aus und band es an ein Hecktor. Die beiden Männer gingen zu Fuß weiter zu den etwa noch 1 – 2 km entfernt weidenden Ochsen. Wir beiden Jungs mußten beim Pferd bleiben. Wir machten allerlei Unsinn, liefen herum und spielten und knallten mit der Peitsche. Das Pferd wurde hierdurch unruhig, riß sich los und lief weg. Nun war guter Rat teuer. Ich, kurz entschlossen, hinterher und wollte es wieder einfangen, aber wenn ich nahe dran war, lief es in scharfem Galopp weiter. Wohl eine Viertelstunde hatte es gelaufen, dann überquerte es die Straße Großenmeer – Oldenbrok und lief auf einen Bauernhof. Ganz außer Atem langte ich nun auch dort an und sagte dem Bauern, daß es unser Pferd sei, und mein Vater da und dort ausgespannt hätte. Jetzt erzählte mir der Bauer, der Fuchs sei hier in diesem Hause geboren und hier in den Weiden aufgewachsen, er hatte das also nicht vergessen. Er hätte das Pferd vor drei Jahren meinem Vater verkauft. Er streichelte sein altes Pferd, und der Fuchs wieherte vor Freude. Nun bat ich den Bauern, mich auf das Pferd zu setzen. Dieser wunderte sich, daß ich als Neunjähriger schon reiten konnte. Er setzte mich darauf und klopfte dem Fuchs auf den Hintern, und im Galopp ritt ich ohne Sattel, mich an der Mähne haltend, wieder zu der 1 – 2 km entlegenen Stelle, wo wir ausgespannt hatten. Mein Vater wartete schon auf mich und sah mich dann von weitem kommen. Ich berichtete meinem Vater von dem Erlebnis mit dem Bauern. Er freute sich, daß ich und das Pferd wieder zur Stelle waren. Ich war nun der Held des Tages. Mein Vetter Jonni hatte auch schon alles erzählt, aber nicht von dem Knallen mit der Peitsche und das durfte mein Vater ja auch nicht wis-

sen, denn hätten wir nicht geknallt, wäre der Fuchs auch nicht ausgerissen. Als wir uns, also Jonni und ich, nach einigen Tagen erzürnten, drohte Jonni: „So, nun werde ich deinem Vater erzählen, daß du die Schuld an dem Weglaufen des Pferdes hattest, du hattest zuletzt immer mit der Peitsche geknallt.“ Mein Vater machte sich aber nichts daraus, er lachte nur und erzählte es meiner Mutter, die auch nur mit dem Finger drohte und sagte: „Das habe ich mir schon gedacht, von selbst läuft der Fuchs nicht fort und reißt sich los, kommt dies noch einmal wieder vor, dann gibt es aber was.“

Es gab damals noch keine Wasserleitung, kein elektrisches Licht und auch kein Gaslicht, ebenfalls keine Zentralheizung mit Koks oder gar Öl. Wir kannten nur die hohen gußeisernen Schranköfen, die zirka 2,00 m hoch waren und mit Torf geheizt wurden. Diese wurden durch einen Maurer aufgestellt, bzw. mit Lehm aufgemauert. Die Öfen bestanden aus gußeisernen, mit Blumen und anderen Ornamenten verzierten Platten und waren gewaltige Ungetüme. Mein Vater bestellte vom Torfwerk „Düwelsmoor“ immer eine ganze Ladung (Eisenbahnladung) schwarzen Torf. Wir hatten dann einen ganzen Tag zu fahren und stapelten ihn hinten im Stall auf.

Jeden Morgen wurde im Winter ein großer Torfkasten in der großen Küche vom Knecht voll getragen, und von hier aus füllte ich dann für die anderen Öfen die Torfkästen. Wie manchmal forderte meine Mutter mich auf: „Ewald, hol' noch mal einen Arm voll Torf und lege den Ofen nach, es wird schon wieder kalt hier.“

Auch kannten wir noch keine Matratzen in den Betten. Wir schliefen auf Stroh. Es waren große Säcke, die mit Stroh vollgestopft wurden. Diese wurden unten in die zweischläfrigen Betten gelegt und hierauf wurden die Betten aufgebaut. Jeden Morgen wurde das Stroh aufgeschüttelt, da es in der Nacht zusammengedrückt war.

In der Küche war noch ein Alkoven oder eine Dörk, das war ein kleiner Raum etwa 1,90 m mal 1,50 m groß, so daß 2 Personen darin liegen konnten, mit 2 Schiebebrettern bzw. kleinen Schiebetüren. Hierin schliefen die beiden Mägde (de grode un de lüttje Magd).

Als ich 12 Jahre alt war und Hans 6 Jahre alt, also im Jahre 1904, schickte uns Onkel Diedrich aus St.Petersburg in Rußland (er hatte es dort zum Hofkonditormeister des Zaren und zum Fabrikanten gebracht) einen kleinen Braunbären. Er war zuerst sehr zahm. Wir Kinder hatten diesen Bären an der Kette, spielten mit ihm und zogen mit ihm durch das Dorf. Es war eine Sehenswürdigkeit. Es sprach sich schnell herum, und die Leute aus der Umgegend kamen zu uns, um den Bären zu sehen. Es wurde für ihn ein Zwinger im Garten gebaut. Mit der Zeit wurde er größer und durfte nicht mehr aus dem Zwinger herausgelassen werden, weil er gefährlich wurde. Er hatte den Namen „Mischka“ erhalten und hörte auf diesen Namen. Er war zuletzt fast 1,00 m hoch wenn er auf allen Vieren ging und wenn er sich aufrichtete, wohl 1,50 m hoch. Mein Vater verkaufte den Bären an eine Tierhandlung in Dortmund. Außer dem Kaufpreis erhielten wir dafür einen sprechenden Papagei. Er hieß „Jacko“, war grau und hatte einen roten Schwanz. Er konnte vieles sprechen: „Guten Morgen, guten Tag“, und wenn jemand hustete, sagte er: „Hest di verkullt?“ auf plattdeutsch. Einmal im Jahr kam ein alter Uhrmacher zu uns und sah alle Uhren im Hause nach. Die-



ser Uhrmacher ging von Haus zu Haus. Er war Junggeselle und wohnte ganz primitiv in einem kleinen Kötterhaus hinten im Moor an der Wolfsstraße, zwischen Moorseite und Oberströmische Seite. Er hieß Eilert Ripken, wir nannten ihn „Uhren Eilert“. Als wir nun alle beim Mittagessen waren, und keiner sprach, mußte Uhren Eilert plötzlich husten. Der Papagei rief: „Hest di verkullt?“. Uhren Eilert sagte darauf ohne aufzublicken: „Ja, ganz gewaltig, August.“ Er meinte, daß mein Vater ihn gefragt hatte. Jetzt ging das Gelächter los, besonders bei meinem Vater und meiner Mutter. Man klärte ihn auf und er wurde ganz verlegen. Ich muß jetzt noch darüber lachen, wenn ich daran denke. Ich war damals 12 Jahre alt. Wenn jemand aus dem Zimmer ging, der nicht zur Familie gehörte, rief der Papagei: „Hest all betaalt?“. Wir hatten viel Freude an unserem Jacko. In der Gemeinde hieß Eilert Ripken „Gesens Eilert“. Er wohnte mit seinem Bruder zusammen, der „Gesens Hinnerk“ genannt wurde. (Hinrich Ripken). Dieser war auch Junggeselle. Ich habe Gesens Eilert einmal mit meinem Freunde Gerhard Oncken zusammen aufgesucht. Wir mußten eine Bestellung von meinem Vater überbringen und fuhren mit dem Fahrrad hin. Fußböden aus Holz waren nicht im Hause, einfach Lehm, der festgetreten war. In der Stube, zugleich die Uhrmacherwerkstatt, stand auch sein Bett, einfache Bretter, die hinter zwei Eisenstangen, die in den Lehm gesteckt waren, übereinander lagen. Hier hinter befand sich das Stroh, worauf das bunte Bettzeug lag. Sein Bruder Gesens Hinnerk hatte sein Zimmer nebenan. Er hatte das Küferhandwerk erlernt und machte und reinigte auch die in jedem Hause befindlichen „Drupfött“, auf hochdeutsch Tropffässer. Das aus der Erde gepumpte Wasser war in der ganzen Gemeinde in ungereinigtem Zustande nicht zu genießen. Es mußte filtriert werden. Dieses Filtrierfaß, aus Eichenholz gemacht, war etwa 1,50 m hoch und stand auf einem 50 cm hohen Bock. In diesem Faß war schichtweise übereinan-



Abb. 15: Scheeljes Gasthaus in Großenmeer um 1900

der Sand, Kies, Koks und Muscheln. Das gepumpte Wasser wurde oben hinein gegossen und konnte am unteren Ende durch einen Wasserhahn, der meistens tropfte, deshalb Tropffass, als reines, sauberes, wohlschmeckendes Wasser entnommen werden. Wenn Gesen Hinnerk bei uns die Filtermassen im Faß reinigte, dann war ich bei ihm und half ihm bei der Arbeit. Sämtliche Stoffe wurden gründlich ausgewaschen und schichtweise wieder eingefüllt und oben mit einem Brett, das mit vielen Löchern durchbohrt war, abgedeckt.

Zweimal wäre beinahe unser Haus abgebrannt, und jedes mal lag eine Brandstiftung vor. Das erste mal war im Frühjahr 1898. Ich höre noch, wie jemand im Hause rief: „Das Haus brennt!“ In der Gaststube saßen mehrere Gäste. Mein Vater lief nach dem im Vorflur des Hauses an der Wand angebrachten Feuerlöscher (Minimaxapparat). Die anderen im Hause liefen zur Küche und griffen Behälter (Eimer und Kochtöpfe) und füllten diese an der Pumpe mit Wasser, und, mein Vater voraus, liefen alle auf den Boden, wo es an mehreren Stellen brannte. Im Dach brannten schon die Strohdocken (die Dachpfannen waren in Stroh gelegt, und dieses Stroh nannte man Strohdocken). Dieses Feuer löschte mein Vater mit dem Feuerlöscher, während die anderen Personen das Feuer auf mehreren Stellen des Bodens mit dem Wasser aus den Behältern löschten. Meine Mutter faßte mich an der Hand, lief aus dem Haus. Vor dem Haus liefen die Leute aus dem Dorf zusammen, weil der Lehrer Renken, der den Schlüssel zur Kirche besaß und Organist war, die Brandglocke läutete. Immer drei Schläge hintereinander. Meine Mutter rief: „Helpt us, helpt us!“ Die Nachbarn liefen ins Haus und brachten alle Möbel, Betten usw. durch die Fenster heraus. Es war ein gewaltiges Durcheinander.

Die Nachbarn und alle Männer aus dem Dorfe standen alle drei Meter von einander entfernt – von der Pumpe bis auf den Boden – und reichten sich die Wassereimer einander zu. Durch dieses tatkräftige Eingreifen hatten wir Glück, und das Feuer wurde gelöscht. Die Nachbarfrauen halfen dann meiner Mutter wieder mit dem Einbringen der Gegenstände (die durch die Fenster schon hinaus gebracht waren) ins Haus. Die Leute verzogen sich so langsam. Auf dem Boden befanden sich noch mein Vater, zu dem ich gelaufen war, ihn an der Hand faßte, und die Nachbarn Ripken, Haake, Bakenhus, der Lehrer Renken und besprachen den Fall und suchten nach der Ursache, wie das Feuer entstanden sei. Ripken hatte noch seinen gefüllten Feuerlöscher mitgebracht für alle Fälle und hielt ihn bereit, falls noch einmal das Feuer ausbrechen sollte. Vater hatte ja seinen Löscher geleert. Plötzlich fing es im Dach in den Strohdocken wieder an zu brennen. Mein Vater sah es zuerst und rief: „Dor brennt dat jo woller!“ Ripken nahm seinen Löscher, schlug ihn auf den Fußboden und der Löschstoff sauste mit einem Strahl heraus in das Feuer, und wieder wurde es gelöscht. Nun wurde das ganze Dach noch einmal gründlich von den Männern abgesucht. Es wurde nichts mehr gefunden. Zur Vorsicht blieb eine Wache auf dem Boden mit einem weiteren Löscher aus der Nachbarschaft.

Meine Mutter schöpfte sofort Verdacht auf unser kleines Dienstmädchen, daß diese das Feuer auf dem Boden angelegt hätte, und nahm sie sich gehörig vor. Nach kurzer Zeit gestand sie unter Tränen, daß sie die Brandstellen auf dem Boden angelegt hätte. Der Gendarm, wie damals die Polizei genannt wurde, war



auch schon erschienen, da sofort Brandstiftung vermutet wurde. Er nahm das Mädchen mit zum Amtsgericht nach Elsfleth, wo es in Untersuchungshaft genommen wurde. Sie erhielt eine empfindliche Strafe.

Das zweite Mal war im Frühjahr oder Herbst 1904. Ich war jetzt schon 12 Jahre alt und ein stämmiger Bursche geworden. Unser Arbeiter Fritz Hobbie wurde auf dem Hausboden mit dem Wiedereinpacken der leeren Weinflaschen in Körben und Kisten beschäftigt, damit diese an die Weinlieferanten zurückgesandt werden konnten. Hierzu gebrauchte er Stroh und Heu, und dieses lag nun verstreut um die Kisten und Körbe herum. Er wurde zum Mittagessen gerufen und stieg die steile Bodentreppe herab, ohne die Bodenklappe zuzuwerfen, da er doch gleich nach dem Essen wieder auf den Boden steigen wollte (gewöhnlich war die Bodenklappe herabgelassen). Als er nach dem Essen wieder auf den Boden steigen wollte, sah er, daß die Bodenklappe zugeworfen war. Er stutzte, weil er sie vor kurzer Zeit doch aufgelassen hatte und dachte: Wer ist denn hier oben gewesen, das geht ja nicht mit rechten Dingen zu“. Er besteigt die Treppe, wirft die Klappe hoch, und da schlugen ihm schon die Flammen entgegen. Er fängt an zu schreien: „Füür, dat brennt up'n Bönen!“ („Feuer, es brennt auf dem Boden!“) und schlägt gewaltig Alarm. Die ganze Hausgemeinschaft strömt zusammen, jeder greift einen Eimer oder einen Behälter, füllt diesen mit Wasser und hinauf auf den Boden. Auch ich, da ich ja schon 12 Jahre alt bin, springe die Treppe hinauf mit vollem Eimer und herunter mit leerem Eimer. Es ist ein gewaltiges Laufen und Rennen. „Gott sei Dank!“ wir bekommen das Feuer noch rechtzeitig aus, bevor ein größerer Schaden entstanden ist. Wir forschten sofort nach der Ursache und stellten fest, daß am Schornstein ein größerer Haufen Stroh und Heu zusammengeschleppt war, obgleich Fritz Hobbie diese Stoffe bei den Kisten und Körben, etwa 10 m vom Schornstein entfernt, gelagert hatte, und dieser Haufen war angezündet und darauf die Bodenklappe geschlossen worden. Also auch wieder Brandstiftung!

Der Verdacht fällt wieder auf die kleine Magd. Der Gendarm verhört diese in Gegenwart meiner Mutter. Plötzlich fällt sie meiner Mutter um den Hals und gesteht, indem sie weint, die Tat. Der Gendarm bringt sie wieder, wie im Jahre 1898 die erste Brandstifterin, in Untersuchungshaft nach Elsfleth zum Amtsgericht. Auch dieses Mädchen erhielt eine empfindliche Strafe.

Also zweimal Brandstiftung und jedesmal von einem etwa 15-jährigen Dienstmädchen angelegt, weil beide Heimweh hatten. Sie dachten, wenn das Haus abgebrannt ist, können sie nach Hause, weil sie dann ja nicht mehr benötigt würden.

Aber „Gott sei Dank!“ beide Male wurde die Brandstelle rechtzeitig bekämpft und gelöscht, und das Haus wurde jedesmal gerettet. Mit Grauen denke ich an diese beiden schrecklichen Vorfälle zurück.

Weihnachten war bei uns immer ein großes Fest, und unsere Eltern ließen es an nichts fehlen, um uns Kindern eine Freude zu machen. Sie beschenkten uns immer reichlich, wenn möglich, nach unseren schon rechtzeitig aufgestellten Wunschzetteln. Mutter legte auf den Teller von uns drei großen Kindern (Reinhard, Toni und ich) zwischen die Nüsse und Weihnachtskuchen oftmals ein Geldstück, und es war darin eine große Freude, wenn wir dieses fanden. Weih-

nachten 1903 fanden wir jeder ein 10 Markstück zwischen den Leckerbissen. Die Freude war daher besonders groß. Auf einmal war das Geldstück auf Tonis Teller verschwunden. Wir suchten alle danach, aber fanden es nicht wieder. Mutter war sehr ärgerlich, sie vermutete sofort, daß es gestohlen war, und sie hatte recht. Die kleine Magd, die, die nachher als Brandstifterin entlarvt wurde, gestand nach langem Verhör durch meine Mutter den Diebstahl. Da sie sonst sehr fleißig und anständig war, wurde von einer Entlassung abgesehen. Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn dieses Mädchen schon nach dieser Tat entlassen worden wäre, dann wäre es nicht zu der Brandstiftung gekommen.

In einem Jahre, ich mochte etwa 11 Jahre alt gewesen sein, hatte ich vier Turmfalken (kleine Habichte) groß gezogen. Wir Dorfjungs waren oft im Krähenbusch auf der Fuhrkenstelle, wo der Bauer Hinrich Winter als Pächter wohnte. Plötzlich entdeckten wir oberhalb der Bäume mit den Krähenestern einen Habicht. Wir verfolgten diesen und stellten dann fest, daß er sich in einem hohen Eichbaum am Rande des Krähenbusches auf einem Nest niederließ. Ich war jetzt nicht mehr zu halten. In den Eichbaum mußte ich hineinklettern und das Nest untersuchen. Ich war als der beste Kletterer von den Dorfkindern bekannt. Dieser Baum war aber doch schwer zu erklimmen. Etwa fünf Meter von unten begannen erst die Äste, und dieses Ende zu überwinden, war die schwerste Arbeit, zumal der Stamm unten einen Durchmesser von 30 – 35 cm hatte. Ich fing dann an, mit Hilfe meiner Kameraden zu klettern, die mich stützten, soweit sie reichen konnten. Dann nahmen sie Stangen, die sie im Busch suchten, und drückten mich damit vor meinen Hintern, so kam ich ganz langsam hoch, bis ich über und über in Schweiß gebadet, den ersten Ast erreichen konnte. Nun hatte ich gewonnen, und bald war ich oben am Nest, etwa 15 – 18 m hoch. Ich sah im Nest vier kleine weiß beflaumte Habichtsküken. Diese nahm ich aus dem Nest heraus und steckte sie unter meine Bluse, wie seinerzeit die Entenküken. Die alten Habichte schwebten 2 – 3 m über mir und wollten sich auf mich stürzen, trauten sich aber wohl nicht. Ich war bald wieder unten, und da ich mich sehr beschmutzt hatte, von der Kletterei und von den Nestrückständen, wurde ich von meinen Kameraden gereinigt. Die kleinen Habichtsküken, die übrigens, wie sich herausstellte, Turmfalken waren, wurden von meinen Kameraden genau betrachtet und bewundert. Wir wanderten schnell nach Hause. Mein Vater war von der Sache nicht sehr erbaut und forderte mich auf, dieses niemals wieder zu tun. Er belehrte mich eingehend, und ich mußte ihm in die Hand versprechen, niemals wieder ein Nest mit Jungen oder Eiern von Singvögeln und nützlichen Vögeln auszunehmen. Die Turmfalken waren sehr nützlich, denn sie fingen viele Mäuse und anderes Getier auf den Feldern. Aber weil nun die Tiere einmal da waren, sagte er: „Nun sieh man zu, daß du sie groß bekommst.“ Ich baute ein Nest aus Heu in einem Kasten in der Ecke des Kuhstalls. Hier waren sie warm untergebracht. Nun hatte ich viel Arbeit, um das Futter herbeizuschaffen. Ich fing Mäuse, kleine Fische, suchte Würmer und erhielt von Mutter aus der Küche alte Fleischreste. Die kleinen Vögel hatten sich bald an mich gewöhnt und entwickelten einen gewaltigen Appetit. Sie gediehen prächtig. Sobald sie mich sahen, fingen sie an zu rufen. Vom Schlachtermeister Fr. Böning in Brake erhielten wir jeden Freitag unser Fleisch. Er kam mit dem Pferdewagen



und brachte die bestellte Ware, auch für unsere Nachbarn. Ich war sein Freund und er half mir, indem er mir Lungen und dergleichen mitbrachte. Diese Teile konnte er nicht verwerten, und ich war sehr froh darüber.

Im Laufe der Zeit bekam ich die Vögel groß, sie bekamen ein schönes Gefieder und alle freuten sich darüber. Es wurde bekannt in der Gemeinde, und die Vögel wurden bewundert. Als der Winter anrückte, wurde die Unterbringung schwierig und ich mußte sie abschaffen und wollte sie verkaufen. Den besten und größten habe ich dann für 80 Pfennig nach Oldenburg verkauft. Die anderen drei konnte ich nicht loswerden, und eines morgens lagen zwei noch tot im Käfig, der dritte war weg. Sie waren wohl von Ratten oder Katzen getötet worden. Es tat mir sehr leid. Die beiden toten Vögel habe ich dann abgezogen, ich wollte sie ausstopfen. Das Abziehen klappte vorzüglich. Nun mußten die Felle ja trocknen, bevor ich mit dem Ausstopfen beginnen konnte. Ich hängte daher die Felle mit den Federn am Abend über dem Herd in der Küche zum Trocknen auf und wollte am anderen Tag mit den Ausstopfen beginnen. Aber, oh weh, am anderen Morgen waren sie verschwunden. Unsere große Magd sagte mir, daß die Katze die Felle geholt hätte, aber da glaubte ich nicht dran. Ich nahm an, daß sie die Felle weggenommen und vergraben hatte. Von meiner Mutter wurde ich getröstet, sie sagte mir, daß das Ausstopfen nur von Fachleuten, die das gelernt hätten, gemacht werden könnte. Meine Arbeit wäre mir niemals geglückt, ich mußte mich damit zufrieden geben.

Nun eine Begebenheit, über die ich noch oft lachen muß. Ich ging noch nicht zur Schule und befand mich im 6. Lebensjahr. Ich kam in die Küche an einem Mittag kurz vor dem Mittagessen. In der Küche befand sich niemand. Ich entdeckte auf einem Stuhl eine Schüssel mit gebratenen Fleischstücken und Kartoffelstücken. Da ich Hunger hatte, faßte ich sofort mit meiner Hand in die Schüssel und fing an zu essen. Als ich die Schüssel fast leer hatte, kam plötzlich die große Magd mit meiner Mutter in die Küche. Beide sahen, daß ich am Essen war. Die Magd rief: „Jung', wat makst du dar, dat hett de Hund jo öwerlaten. De Hund hett ut de Schötel freten“. Meine Mutter bekam es mit der Angst zu tun. Sie hatte etwas von Hundewürmern gelesen und nahm jetzt an, daß ich diese Hundewürmer, die in dem Körper des Menschen sehr schädlich seien, mit den Futterresten zu mir genommen hätte. Beide waren sehr aufgeregt und nahmen mich mit in den Kuhstall auf den Gerpengang und wollten veranlassen, daß ich das eben Gegessene ausbrechen sollte. Die Magd mußte eine Hühnerfeder suchen, und mit dieser Feder kitzelte mich meine Mutter hinten in meinem Hals, indem ich den Mund weit aufsperrn mußte. Wohl eine halbe Stunde wurde ich hiermit gequält, aber zum Brechen kam ich nicht. Dann wurde die Prozedur aufgegeben, und ich bekam dann etwas zum Einnehmen, was einen Durchfall veranlassen sollte. Aber auch hiermit hatte meine Mutter kaum Glück, bei mir blieb alles normal, und geschadet haben mir die Überbleibsel vom Hundefressen nicht.

Mein Großvater Georg Scheelje und mein Vater August Scheelje waren Imker. Ich wurde schon als Fünf- bis Sechsjähriger von meinem Vater für die Arbeiten bei den Bienen mit herangezogen. Vor allen Dingen mußte ich oft bei schönem Wetter beim Bienenstand sitzen und aufpassen, wann die Schwärme kamen. Für den ersten Vorschwarm im Mai, den ich fand, erhielt ich 50 Pfennig, für den

zweiten bekam ich 25 Pfennig und für die nächstfolgenden 10 Pfennig. Die Bienenschwärme, die im Mai kamen, waren die besten, denn sie konnten sich zur Haupttracht noch voll entwickeln und brachten soviel Honig und Wachs, wie ein altes Standvolk, und noch mehr. Mein Vater sagte oft: „Ein Schwarm im Mai, ein Fuder Heu, ein Schwarm im Jun', ein fettes Huhn, ein Schwarm im Jul', ein Federspul.“ Dann lehrte mein Vater mich, wie ich die Schwärme einfangen mußte, und von Jan tor Möhlen, einem alten Imker, der auf der Oberströmischen Seite wohnte und oft Vater bei der Imkerei mithalf, wie man Bienenstöcke machte. Er machte auch neue Körbe für Vater und besserte alte Körbe aus. Wir brauchten manchmal im Jahr etwa 30 – 40 Körbe für die vielen Schwärme. Im Herbst war ich bei der Wanderung in die Heide mit dabei. Anfang August fuhren wir mit vierzig bis fünfzig Körben, auf einen Langwagen verladen, in die Sand- bzw. Moorheide in Loy oder Loyermoor. Mitte September wurden sie dann wiedergeholt.



Abb. 16: August Scheelje mit Lehrer Künnemann vor dem Immenhaus

In den nächsten Tagen erfolgte dann die Honiggewinnung. Hier war Jan tor Möhlen wieder zur Stelle, um beim Aussuchen der 10 Standvölker zu helfen und anschließend die übrigen 50 – 40 Völker abzuschwefeln. Es wurden 30 cm tiefe runde Löcher von etwa 20 cm Durchmesser gegraben. Auf den Boden dieser Löcher wurde ein kurzer Stock gesteckt, der oben aufgespalten war und in diesem Spalt einen Lappen trug, der allseitig mit Schwefel behaftet war. Die Schwefellappen machte mein Vater selbst. Der Stangenschwefel wurde in einem alten Topf über dem Feuer des Herdes flüssig gemacht und hinein wurde dann ein alter 8 mal 8 cm großer Lappen von altem Leinen getaucht. Wenn die Lappen trocken waren, waren die Schwefellappen fertig.

Nachdem die Vorbereitungen für die abzuschwefelnden Bienenvölker soweit getroffen waren, wurden diese neben die Löcher gestellt, dann wurden die Schwefellappen angezündet und die Körbe der Reihe nach schnell auf die Löcher gestellt. Unten um den Korbrand wurde, damit der Korb unten gut abgedichtet war, Erde fest angedrückt. Diese Arbeit mußte schnell erledigt werden. Das Anzünden der Schwefellappen machte gewöhnlich Jan tor Möhlen und das Daraufsetzen der Körbe mein Vater oder der Knecht, später auch ich im letzten Jahr meiner Schulzeit. Nach etwa 1/2 Stunde waren sämtliche Bienen abgetötet und in die Löcher gefallen, und die Körbe wurden zum Herausnehmen der Honigwaben ins Haus, gewöhnlich in den Saal, gebracht. Dieses geschah dann am anderen Tage. Nachdem die Waben aus den Körben herausgenommen waren, sortierte sie mein Vater. Der gute Scheibenhonig wurde herausgeschnitten, und die übrigen Waben kamen in einen Preßbeutel und dann in die Honigpresse, worin sie kalt ausgepreßt wurden. Diese Arbeit machte Jahr für Jahr Jan tor Möhlen, und ich mußte fleißig mithelfen. Mein Vater verkaufte den Scheibenhonig, sauber in Pergamentpapier verpackt, und auch den gepreßten Honig in Gläsern. Der Preis war gleich dem Butterpreis, der Scheibenhonig war 1/2 mal so teuer. In meiner Jugendzeit kostete ein Pfund Butter 80 Pfennig.

Anschließend an diese Honigpreßarbeit wurden alle Wabentrückstände und alte Waben in den Waschkessel getan und gekocht, dann diese heiße Masse auch in die Honigpresse gegeben. Das Wachs sammelte sich dann in einem darunter gestellten Behälter. Nach ein paar Tagen war das Wachs erkaltet (damit dieses ganz langsam geschah, wurde der Behälter mit Decken abgedeckt). Je langsamer das Wachs erkaltete, desto reiner und schöner wurde es. Es konnte dann als eine etwa 10 – 15 cm dicke Platte aus dem Behälter herausgenommen werden. Bei den Bienenarbeiten wurde ich oft gestochen, hatte oft meine Augen dicht, weil die Bienen meistens ins Gesicht um die Augen herum stachen. Zuletzt machte ich mir nichts mehr daraus und wurde fast immun gegen die Stiche, das heißt nach einem Stich bildete sich meistens keine Geschwulst mehr. Mein Vater, der oft gestochen wurde, bei dem Bearbeiten der Schwärme und der Standkörbe, war vollständig immun gegen Stiche der Bienen.

Mit Freuden denke ich an den Tanzunterricht zurück. Alle 3 oder 4 Jahre wurde eine Tanzschule für Kinder vom Tanzlehrer Tons aus Brake in unserem Saal eingerichtet. Hieran nahmen die Bauernkinder im Alter von 10 – 14 Jahren teil. Ich habe zweimal, und zwar im Alter von 10 und von 13 Jahren, mitgemacht. Einmal in der Woche, durchweg 2 Stunden, wurde geübt. Am Ende des Kursus fand der Abtanzball statt und hierzu kamen auch die Eltern. Weil mein Vater den Saal zur Verfügung stellte, kostete der Unterricht für meine Schwester und für mich nichts. Alle Jungs hatten ihre Mädchen, mit denen sie am liebsten tanzen mochten, auch die Mädchen wußten das, und wenn wir unsere Tänzerin aussuchen durften, wählten wir immer die betreffende, für die wir schwärmten. Auf halbem Wege kam sie uns dann auch schon entgegen. Wir Jungs machten uns gewöhnlich nichts aus den Mädchen, aber in der Tanzschule war das anders, da hatte jeder Junge schon seine „Braut“, wie wir damals schon sagten, und manchmal mußte unter uns Jungs ein Streit wegen der Mädchen ausgefochten werden.

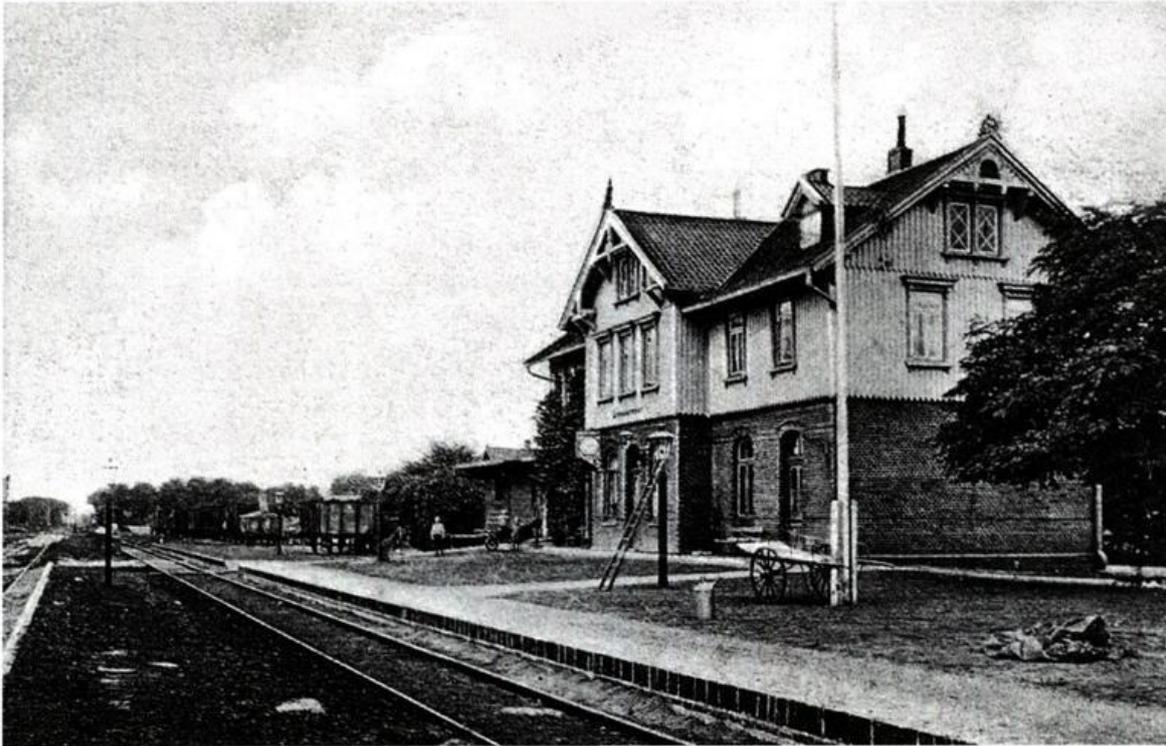


Abb. 17: Der Bahnhof von Großenmeer

Der Abtanzball war besonders schön, besonders die am Schluß stattfindende Polonaise. Weil ich im letzten Kursus der größte war, durfte ich den Zug anführen, worauf ich besonders stolz war.

Als der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter kurz nach Inbetriebnahme der Eisenbahn von Oldenburg nach Brake (am 1. Mai 1896 wurde die Bahn eröffnet), die Strecke mit einem Sonderzug abfuhr (ich glaube, daß er die neuen Pieranlagen an der Weser in Brake einweihen wollte), hielt der Zug auch auf dem Bahnhof in Großenmeer. Der Kriegerverein war mit Fahne angetreten, die alten Veteranen aus den Feldzügen gegen Frankreich 1870/1871, gegen Österreich 1866 und gegen Dänemark 1864 mit ihren Orden standen im ersten Glied. Ich war 5 Jahre alt, es war im Jahre 1897, und stand mit den Dorfjungs am Ende des Bahnsteiges bei der Lokomotive. Der Zug fuhr ganz langsam aus dem Bahnhof, der Großherzog stand auf der Plattform des letzten Wagens, ein alter Herr mit Backenbart und in Uniform. Meine Spielkameraden, die wohl alle älter waren als ich, riefen mehrmals: „Hurra, hurra, hurra!“ Als auch ich rufen wollte, war der Zug schon weg. Vor lauter Ehrfurcht konnte ich nicht eher dazu kommen.

Nach dem Tode des alten Großherzogs hat sein Sohn Friedrich August die Regierung übernommen. Es muß im Jahre 1901 gewesen sein, als an einem schönen Sommermorgen plötzlich die Nachricht in unser Dorf drang, daß am Nachmittag der Großherzog durch unser Dorf kommen würde und hier eine kurze Zeit verweilen wollte. Es war einige Monate nach seinem Regierungsantritt. Um Land und Leute kennen zu lernen und Kontakt mit seinen Untertanen zu bekommen, fuhr er mit seiner Frau und dem erforderlichen Gefolge von Gemeinde

zu Gemeinde. Autos gab es damals noch nicht. Es waren vielleicht 4 – 5 Landauer mit je zwei Pferden bespannt, das Gespann des Großherzogs in der Mitte des Zuges war mit vier Pferden bespannt. Im Dorf war eine gewaltige Aufregung. Die ganze Gemeinde Großenmeer wurde auf die Beine gebracht. Zwei Ehrenporten wurden schnellstens hergestellt und Fahnen wurden an den Häusern angebracht. Die Vereine (Kriegerverein und Gesangverein) traten an. Alle Schulklassen (zwei aus dem Dorfe und eine Klasse aus Moorseite), wohl etwa 100 Kinder, mußten Aufstellung nehmen. Der große Platz vor unserem Hause war voller Menschen, die Kinder an der Straße und dahinter die Erwachsenen. Mit Hurrarufen wurde der Zug empfangen. Der Großherzog stieg aus. Der Gemeindevorsteher August Wedemeyer hielt eine Ansprache. Der Vorstand des Kriegervereins Karl Bunnemann meldete dem Großherzog das Antreten der alten Soldaten. Der Gesangverein sang das Lied: „Heil Dir oh Oldenburg“. Meine Mutter hatte meine kleine etwa 1 1/2 jährige Schwester Grete auf dem Arm und trat an den Wagen, worin die Großherzogin saß. Die Fürstin winkte meiner Mutter und nahm für eine kurze Zeit meine kleine Schwester auf den Arm und sprach mit meiner Mutter. Auch wir Schulkinder mußten ein Lied singen. Es war vorher im Garten ausprobiert worden und klappte dann auch einigermaßen. Nach etwa einer knappen Stunde fuhren die Wagen weiter. Noch lange sprach man von diesem Ereignis. An dem Tage wurde in unserem Gastzimmer noch gewaltig gefeiert. Es war eines der besten Geschäfte, die mein Vater machte. Auf Veranlassung meines Vaters, der sehr musikalisch war und eine herrliche Baßstimme hatte, mußten meine Schwester Toni und ich Klavier spielen lernen.



Abb. 18: Die Kirche von Großenmeer

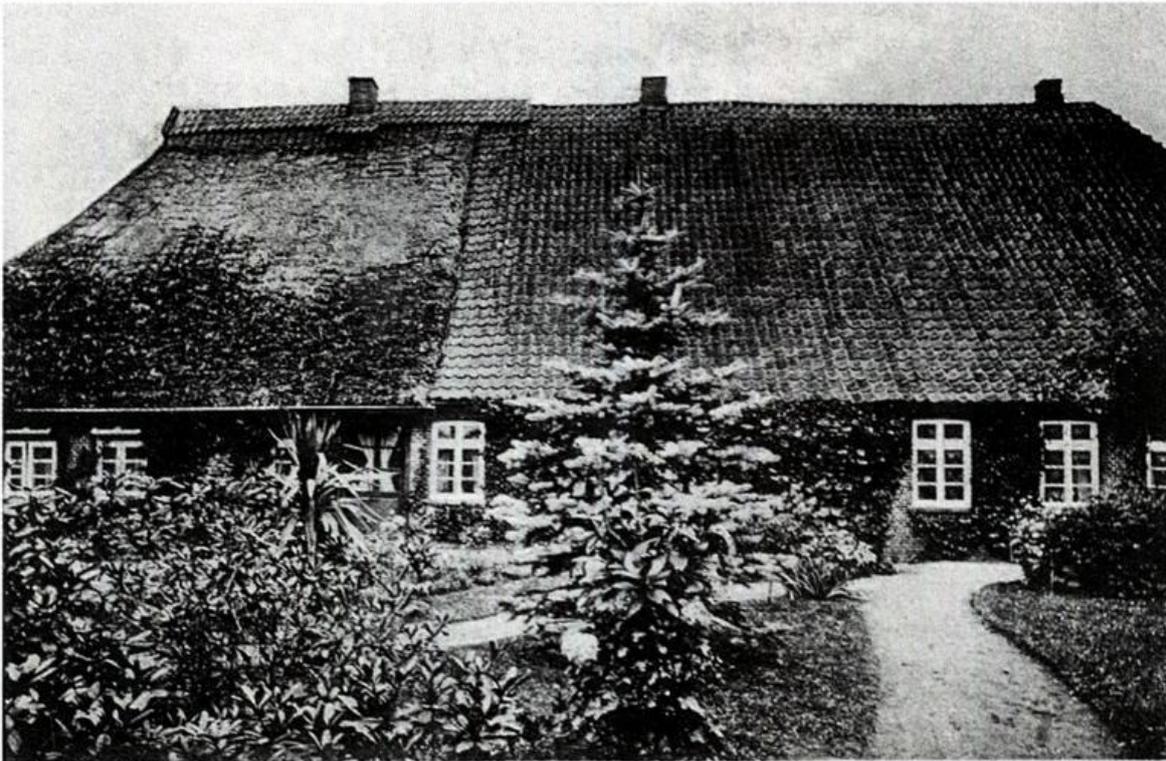


Abb. 19: Die Pastorei in Großenmeer

Als ich sechs Jahre alt war, wurde der Saal gebaut, und der hinten im Hause befindliche große Raum, der bisher als Saal bezeichnet wurde, wurde jetzt Vorsaal. Nun konnten größere Veranstaltungen bei uns durchgeführt werden, und dazu mußte auch ein Klavier vorhanden sein. Auch dieses wurde angeschafft. Der Nebenlehrer der zweiklassigen Schule im Dorf war bei uns in der Kost und hielt sich daher viel in unserem Hause auf. Er konnte Klavier spielen, und nach dem Mittagessen wurde schnell ein Lied gespielt und mein Vater sang dazu. Nun hat wahrscheinlich der Nebenlehrer Popken meinem Vater den Vorschlag gemacht, meiner Schwester Toni und mir Unterricht in Klavierspielen zu geben. Mein Vater wird zugestimmt haben, zumal er den Nebenlehrer mit seinem kleinen Gehalt unterstützen wollte, und so kamen die beiden Männer, die durch die Musik bereits Freunde waren, überein, daß der Lehrer den Kindern für das Mittagessen den Unterricht erteilen sollte. Von meinem 9. bis zum 13. Lebensjahr habe ich nun Unterricht im Klavierspielen zusammen mit meiner Schwester Toni erhalten (jeden Mittwoch). Als Toni, die ein Jahr älter war als ich, konfirmiert wurde, wurde der Unterricht eingestellt, niemand war glücklicher als ich. Nun erhielt ich dafür Unterricht bei dem Nebenlehrer in Mathematik und Zeichnen, und hierzu hatte ich bedeutend mehr Lust. Da ich nun nicht so musikalisch wie meine Schwester Toni war, fiel mir das Spielen öfters schwer, aber Toni half mir immer darüber hinweg. Mit der Zeit konnte ich leidlich gut spielen, besonders wenn wir beiden vierhändig spielten. Am Weihnachtsabend machten wir beide dann mit den Weihnachtsliedern das schönste Konzert, und die ganze Hausgemeinschaft sang dazu. Ich höre noch meinen Vater mit seiner schönen Baßstim-

me. Meine Mutter war nicht musikalisch. Wir beiden, Toni und ich, mußten jeden Tag am Klavier üben, und das taten wir, wenn es dunkel wurde im Herbst und Winter, dann konnten wir ja draußen doch nichts mehr machen.

Am 8. April 1906, am Palmsonntag, wurde ich in der Kirche zu Großenmeer konfirmiert. Acht Tage vorher, am Sonntag, dem 1. April 1906, fand die Prüfung auch in der Kirche vor dem Altar statt. Am 14. April 1906 wurde ich 14 Jahre alt. Wäre ich am 1. Mai 1892 geboren, also 17 Tage später, dann wäre ich erst am Palmsonntag 1907, also ein Jahr später, konfirmiert worden. Somit hatte ich ein Jahr durch meinen Geburtstag im April gewonnen, was mir durch mein ganzes Leben hindurch immer Vorteile brachte. Zur Prüfung am 1. April 1906 wurden wir Konfirmanden von Pastor Rodiek in die Kirche geführt, und wir mußten uns auf die für uns hingestellten Bänke vor dem Altar setzen, links die Mädchen und rechts die Jungen. Die Kirche war vollbesetzt, da alle Eltern und Geschwister der Konfirmanden anwesend waren und dazu noch die anderen Kirchgänger. Der Pastor prüfte uns Konfirmanden sehr gewissenhaft. Er hatte uns in dem seit einigen Monaten stattfindenden Konfirmandenunterricht genau kennen gelernt und auf die Prüfung vorbereitet. Die schwerste Frage war: „Wie lautet das Glaubensbekenntnis?“. Nachdem schon ein paar versagt hatten, kam ich an die Reihe. Ich stand auf und sagte es ohne Fehler von A bis Z richtig her. Die mich kannten, wunderten sich, daß ich so frei sprechen konnte. Besonders meine Eltern. Meine Mutter sagte dann nachher zu Hause: „Junge, was habe ich Angst gehabt, daß du auch versagtest, und dann war ich froh, daß du das Glaubensbekenntnis so gut hersagen konntest. Ich habe immer gemeint, daß ich einen dummen Jungen hätte, aber das scheint doch nicht der Fall zu sein.“

Ich hatte in meiner Jugend eine schwere Aussprache und konnte dann nicht die Worte finden, obgleich ich die vom Lehrer oder meiner Mutter gestellten Fragen längst wußte und, nicht von mir geben konnte, und daher galt ich als nicht gerade begabter Junge. Meine Mutter sagte oft zu mir: „Junge, wat bist du doch schwarz von Begriff, watt schall ut di noch werden.“ Ich habe sie nicht enttäuscht und bin doch noch etwas geworden.

Lehrer Künnemann stellte meinen Sprachfehler bzw. die schwere Aussprache fest und behandelte mich ganz anders als die anderen Lehrer. Dadurch wurde ich freier. Die anderen Lehrer hackten sofort auf mir herum, wenn ich die längst gewußte Antwort nicht herausbekommen konnte, sie sagten dann, ich sei bockbeinig und störrisch. Wie oft habe ich unschuldig „Haue“ vom Lehrer bekommen, und je mehr ich gescholten und geschlagen wurde, desto schlimmer wurde es. Sie beschwerten sich bei meiner Mutter, und daher meinte sie, daß ich dumm sei. Später nach Jahren sagte sie aber einmal zu mir: „Du hast mir doch immer Freude bereitet.“

In den letzten Jahren meiner Schulzeit wurde ich oft gefragt: Was willst du denn werden? Ich wußte es immer nicht, bis plötzlich ein neuer Nebenlehrer, Otto Künnemann, an die Schule in Großenmeer versetzt wurde. Dieser stellte fest, daß ich eine Begabung zum Zeichnen hatte und auch ganz gut rechnen konnte. Wie ich schon vorher erwähnte, wurde der Klavierunterricht mit der Konfirmation meiner Schwester Toni eingestellt und dafür erhielt ich dann nach der Schule bei diesem neuen Nebenlehrer einige Stunden Unterricht in Zeichnen



Abb. 20: Ewald Scheelje 1905

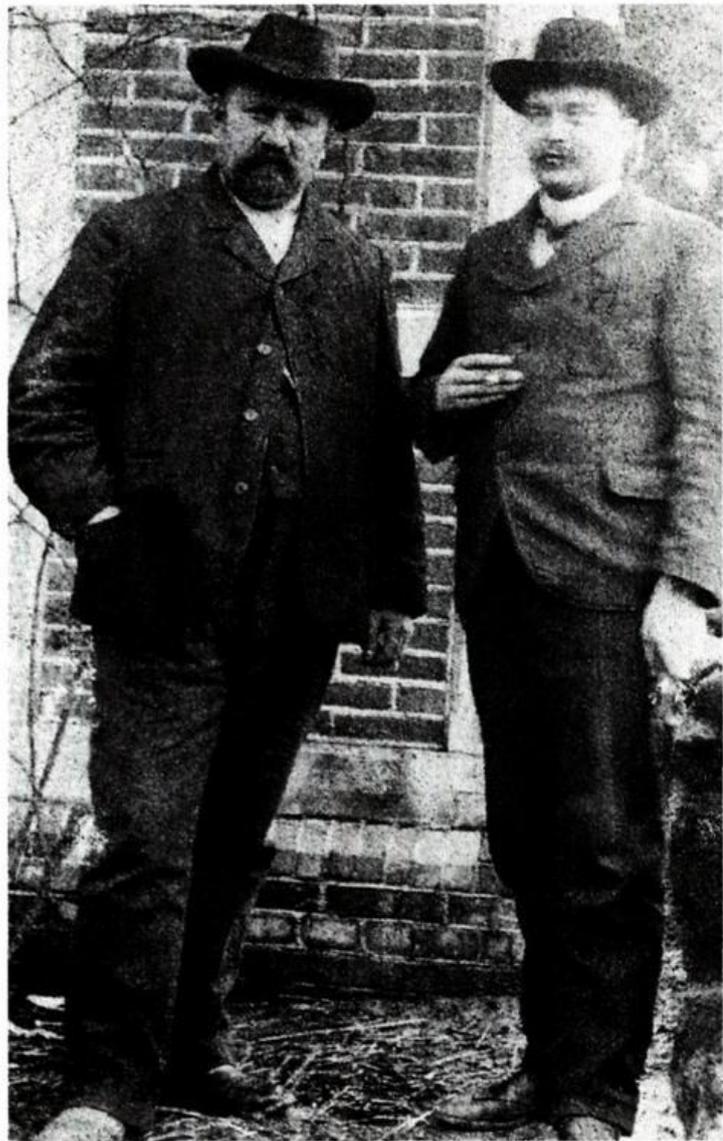


Abb. 21: August Scheelje mit
Lehrer Künnemann

und in Algebra. Lehrer Künnemann, der auch ein guter Freund meines Vaters wurde, sagte zu mir: „Du mußt Bautechniker werden, weil du so gut zeichnen kannst, daher mußt du zuerst ein Bauhandwerk, entweder Zimmermann oder Mauermann, erlernen, und später besuchst du dann ein Technikum.“ So entschied ich mich dann, das Zimmermannshandwerk zu erlernen, weil ich auch gerne mit Hammer und Säge umging und oft an der Hobelbank meines Großvaters, die auf dem Boden stand, arbeitete. Mein Großvater Georg Scheelje hatte auch das Zimmerhandwerk erlernt. Ich brachte meinen Wunsch vor, und meine Eltern waren auch sofort einverstanden. Dann funkte eine Freundin und weitläufige Verwandte meiner Mutter, Tante Johanna Bunnemann, geb. Grube, – ihr Vater war der Bruder von Tante Ida, der Frau des Großbauern Louis Bunnemann –, dazwischen, indem sie sagte: „Hermine, wo könnt ji jon Jungen woll Timmermann weren laten, dat is doch nix“. Und meine Mutter dann zu meinem Vater: „August, wat meenst du darto, de Jung will dat doch partu“. Mein Vater,

der weiter blickte und vom Nebenlehrer Künnemann unterrichtet war, sagte: „Wenn he later na de Timmermannslehrtid dat Technikum besöcht, kann he sien Weg woll maken“. Vater hatte recht, und ich habe den richtigen für mich passenden Beruf erwählt. Bei den stolzen Bauern der Wesermarsch galten die Handwerker und Arbeiter nicht viel, daher die Befürchtungen der Freundin meiner Mutter. Vater suchte jetzt eine Lehrstelle für mich, und er wurde von unserem Nachbarn Reinhard von Thülen auf den Zimmermeister Hinrich Stühmer in Strückhausermoor aufmerksam gemacht. Vater war auch mit diesem bekannt und nahm Verbindung mit ihm auf. Es glückte, und Hinrich Stühmer stellte mich am 22. April 1906 als Lehrling ein. Meine Zimmermannslehre begann. Aber das ist eine andere Geschichte.



Abb. 22: Scheeljes Gasthaus (links) in Großenmeer

Anschrift des Bearbeiters:

Dr. phil. Dr. agr. Reinhard Scheelje, Peiner Weg 84, 31303 Burgdorf

Ausblick

Da der Leser dieser „Kinderzeit“ sicher gerne die weitere Entwicklung des jungen Ewald Scheelje wissen will, seien noch einige Hinweise mitgeteilt:

Nach der Schulentlassung Zimmererlehre in Strückhausen, 1909 Gesellenprüfung; anschließend Besuch des Technikums in Bremen, Fachgebiet Bauingenieurwesen; 1911 Eintritt in den Dienst der Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahn: Bahnmeister, Betriebsingenieur, technischer Amtmann in Bramsche und Oldenburg; verheiratet mit Wilhelmine geb. Eckhardt (1896-1954) aus Bramsche, ein Sohn: Dr. phil. Dr. agr. Reinhard Scheelje (geb. 23.8.1926); Ewald Scheelje starb am 9.10.1975 in Bramsche.



Abb. 23: Ewald Scheelje (1892-1975)